

# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 108.

Dienstag, 8. Mai.

1928.

(14. Fortsetzung.)

### Um Haaresbreite.

Roman von Guido Kreuer.

(Nachdruck verboten.)

„Ein Geschenk von mir“, gestand Rena. . . „Zum ersten Weihnachtsabend nach unserer Verlobung. Er trug sie seitdem täglich.“

„Also wird sie wohl letzten Endes für ihn zum Talisman werden und seine Rehabilitierung herbeiführen.“

Sie atmete tief auf. Zum ersten Male wieder, seit sie mit dem Herzog sprach, glitt etwas wie ein frohes Lächeln über ihre traurigen Züge.

„Hoheit“, sagte sie stöhnend, „ich weiß, Sie mögen es nicht hören. Aber bitte, lassen Sie es mich trotzdem sagen, wie glücklich Sie mich mit dem machen, was Sie sagen. Fast beginne ich wieder Lebensmut zu bekommen.“

„Sie hätten ihn niemals zu verlieren brauchen, gnädiges Fräulein. Eine meiner wenigen guten Eigenschaften ist, daß ich nicht mag, wenn einem Menschen Unrecht geschieht. Und dem gegenüber, was man Ihrem Herrn Verlobten gegenwärtig antut, ist Unrecht nur eine sehr unzulängliche Bezeichnung. Schließlich kenne ich ihn seit Jahren. Doch vor gravierenden Tatsachen verstummt natürlich jeder Einwand, der sich nur auf persönliche Überzeugung stützt. Das Faktum der gefundenen Nadel läßt sich nun einmal nicht aus der Welt schaffen.“

Mit ihrem weißen Promenadenstöckchen machte sie einen energischen kleinen Lusthieb. All ihr Trost, der solange schlief danielergelegen, begann nun aufzu-begehren.

„Aber Hoheit — die Nadel konnte ja schon deshalb aus der Krawatte niemals verloren gehen, weil sie ein Sicherheitskettchen besaß.“

„Dieses Hinweises bedurfte es kaum. Denn daß Herr von Yskem die Nadel nicht verloren und überhaupt nie die Box von „Loreador“ betreten hat, unterliegt für mich natürlich nicht dem leisesten Zweifel. Das tat ein Dritter. Und praktizierte sie so geschickt in das Stroh, daß sie unbedingt gefunden werden mußte.“

Nur, wer tat das und wo liegt der Angelpunkt? Denn wenn eine sportliche Rivalität ausschaltet, die ja das Schiedsgericht und die auch sonst jedermann als einziges Motiv annimmt — welcher anderer Beweggrund könnte sonst noch in Frage kommen?

Aber diesem Problem grüble ich seitdem, ohne eine auch nur einigermaßen stichhaltige Erklärung finden zu können. Dazu kommt ferner noch, daß sich für Herrn von Yskem unter Umständen auch rein persönlich noch die fatalsten Konsequenzen ergeben könnten.“

„Kennen Sie den portugiesischen Titularkonsul Juan d'Arzilla, Hoheit?“

Diese Frage hatte sich Rena Vint jäh über die Lippen gedrängt, ohne daß sie es recht wollte. Nun aber sah sie dorgebeugt, und ihre Augen hingen in atemloser Spannung an dem Gesicht des Herzogs.

„d'Arzilla?“ wiederholte der Herzog, dachte nach und schüttelte schließlich den Kopf. „Nein, diesen Namen hörte ich noch nie. Was ist mit dem Herrn?“

„O“, sagte sie, und noch aus der Erinnerung heraus flog etwas wie ein verstörtes Aufzittern über ihre

blassen Züge, „eine unwillkürliche Ideenverbindung. Weil Sie eben erwähnen, daß für meinen Verlobten sich unter Umständen auch rein persönlich noch die fatalsten Konsequenzen ergeben könnten. Der Konsul d'Arzilla ist bereits dabei, das, was Sie theoretisch befürchten, in die Tat umzusetzen.“

„Donnerwetter!“ sagte der hohe Herr ebenso unparlamentarisch wie verblüfft. „Das sind ja ungemein mysteriöse Andeutungen. Da müssen Sie nun schon die Güte haben, Gnädigste, und mir präzisere Mitteilungen machen.“

Aber ihr schmal gewordenes Gesicht glitt ein Zucken widerwilligen Ekels.

„Ach, — wenn Sie wüßten, wie bis in die tiefste Seele sich alles in mir wehrt, davon auch nur zu sprechen.“

Er neigte den Kopf.

„Ich glaube es Ihnen ohne weiteres. Aber verzeihen Sie, wenn ich Sie trotzdem darum bitte. Vielleicht in unser aller Interesse. Und zögern Sie nicht länger. Denn jeden Moment kann ich zu irgendeiner offiziellen Pflicht abgerufen werden. Vorher aber möchte ich doch gar zu gern wissen, was es mit diesem Herrn d'Arzilla für eine absonderliche Bewandnis hat.“

Danach gab es zwanzig Minuten, in denen der junge Herzog von Hohenangern der Stimme der schönen Frau neben sich lauschte, gleichzeitig auf die Musik zu hören schien, hin und wieder höflich, aber mit unmißverständlicher Distanzierung diesen oder jenen Bekannten grüßte — im übrigen aber schwieg.

Bis Rena Vint mit ihrem Bericht zu Ende war.

Da erhob er sich.

„Wenn es Ihnen recht ist, fahren wir jetzt zur Gesellschaft zurück. Nachgerade nämlich scheint man sich für nichts anderes mehr zu interessieren, als für die vermutliche Dauer unserer Unterredung.“

Neben ihm herschlendernd, fragte sie in bitter mutloser Enttäuschung:

„Ist das alles, Hoheit, was Sie mir zu antworten wissen?“

„Ich habe nur noch eine einzige Frage: Die Begegnung mit dem Herrn d'Arzilla fand also gestern abend respektive heute nacht statt?“

„Ja.“

„Und der Herr gab Ihnen die Frist einer Woche, um Ihre Verlobung zu lösen?“

„Die Frist einer Woche.“

„Demnach müssen wir schnell arbeiten.“

„Schnell arbeiten? Was meinen Sie damit, Hoheit?“

Er machte eine lässige Handbewegung.

„Das wollen wir mit Ihrer gnädigen Erlaubnis vorerst mal unerörtert lassen, sondern uns an die Tatsache halten, daß die Frist von acht Tagen besteht. In ihr muß irgendetwas Entscheidendes geschehen. — Ich schätze Sie geistig viel zu hoch ein, als daß ich den törichtesten Versuch unternehme, Sie mit ein paar beruhigenden Phrasen abzuspeisen. Damit schaffen wir das Gefahrenmoment nicht aus der Welt.“



Erbleichend hob sie den Kopf.  
„Gefahrenmoment? Demnach nehmen Sie die Drohungen dieses Portugiesen für bare Münze?“

„Zumindest ist der Konsul d'Arzilla Südländer. Und die Kriminalgeschichte weist überall Präzedenzfälle auf, daß hemmungslose Männer, die sich bis zum Wahnsinn in eine Frau verlieben, jedes Verbrechen fähig sind, um sie zu erreichen. Also mit einem Achselzucken ist Ihr Problem nicht abgetan. Trotzdem handelten Sie klug, bisher zu niemanden über diese Klubsgene zu sprechen. Ich bitte Sie, auch fernerhin zu schweigen. Denn weder die Polizei noch Herr von Yskem dürfen davon erfahren. Weil sie nichts nützen und nichts verhindern könnten. Mich, gnädiges Fräulein, haben Sie Ihres Vertrauens gewürdigt. Dafür danke ich Ihnen und betrachte es als meine selbstverständliche Pflicht, Sie und Herrn von Yskem zu schützen und den Konsul d'Arzilla an der Durchführung seines Vorhabens zu verhindern. Allerdings werde ich das nicht allein schaffen, sondern mich der Hilfe eines Mannes bedienen, der sein Handwerk versteht.“

„Immerhin — beunruhigen Sie sich nicht. Herr von Yskem ist fern vom Schuß, und Sie haben eine Woche Frist. Seien Sie versichert, daß wir sie nicht ungenutzt vorüber lassen. Unsere Gegenaktion wird schon heute einsezen. Also, Kopf hoch, gnädiges Fräulein!“

Und dann war man in Hörweite des provisorisch errichteten Teepavillons; und hundert Augenpaare beobachteten heimlich jede Bewegung der beiden.

Da zog der Herzog von Hohenangern den Hut, verhielt den Schritt, griff nach der Hand seiner jungen schönen Begleiterin und neigte sich so respektvoll darüber, als stehe er nicht vor der Diva des „Eplanade-Theaters“, sondern vor einer regierenden Königin auf dem Hofparkett.

#### IX.

Es war um die zehnte Abendstunde, als das Großflugzeug „F. 176“ der Verkehrslinie Amsterdam—Berlin im Flughafen auf dem Tempelhofer Felde landete.

Unter den Passagieren, die der Kabine entstiegen, befand sich auch eine einzelne Dame. Sie ließ ihr Gepäck in eine Autotaxe schaffen und fuhr zum „Continental-Hotel“, das in der Neustädtischen Kirchstraße, etwas abseits der großen Verkehrsadern, in vornehmer Abgeschlossenheit lag.

An der Zimmerausgabe erkundigte sie sich bei dem jungen Herrn im Cut, der sie mit devoter Verbeugung empfing:

„Ich habe telephonisch aus Amsterdam Salon mit Schlafzimmer und Bad bestellt. Sind die Räume reserviert worden?“

Er war sofort im Bilde.

„Frau van Aaren, nicht wahr? Die Zimmer stehen zur Verfügung. Wenn ich bitten darf, die Anmeldung gleich auszufüllen.“

„Liddy van Aaren, geb. Lorn. Geboren 19. März 1901; Wohnort: Amsterdam; Staatsangehörigkeit: Preußen; Dauer des hiesigen Aufenthalts: unbestimmt.“

Danach ließ sie sich zu ihren im ersten Stock gelegenen Räumen hinauffahren, wo inzwischen auch schon ihre beiden Koffer eingetroffen waren.

Als der Bote die Zimmer wieder verlassen hatte, schaltete sie überall das elektrische Licht ein, legte Hut und Mantel ab und betrachtete sich im großen Ankleidespiegel des Schlafzimmers sekundenlang prüfend, fast kritisch.

Ungeachtet des sportmäßig gehaltenen Reiselostüms kamen die Vorzüge ihrer Erscheinung voll zur Geltung.

Sie war groß und schlant, biegsam in den Hüften; rassig und durchtrainiert, keine ausgesprochene Schönheit, doch von jener Gepflegtheit und Kultur, die heute fast jede Frau zumindest anmutig erscheinen läßt. Dazu natürlich Bübikopf, und statt des überholten Vorgnons an hauchdünnem Faden das randlose

Monotel. Der Typ der elastisch willensbewußten, halbvermännlichten Frau der Gegenwart, die man, wenn man auf die verschiedenen Nuancen nicht eingestellt war, ebenso gut für eine Künstlerin wie Hausfrau, Angehörige der Gesellschaft wie der galanten Welt einschätzen konnte.

Nach dem Bade zog sie ein lose fallendes, geschmackvolles Teagown an, klingelte nach dem Kellner und wählte nach der Karte ihr Abendessen. Das nahm sie mit einer Flasche Bichwasser auf dem Zimmer, las später bei einem Mokka, einem Chartreuse und unterschiedlichen Zigaretten die beiden Spätabendblätter der Reichshauptstadt und legte sich gegen 12 Uhr hin.

Am nächsten Morgen mußte das Fräulein der Telephonzentrale sie bereits um acht Uhr aus dem Schlaf klingeln, da ein Anruf aus Amsterdam kam.

Das Gespräch wurde beiderseits in holländischer Sprache geführt und war nur kurz.

Zwei Stunden später, nach dem Frühstück, verließ Frau van Aaren das Hotel. Sie war der sommerlichen Witterung entsprechend gekleidet und wirkte nicht nur elegant, sondern auch irgendwie fremdbartig. Vielleicht machte das, weil man jetzt im hellen Tageslicht den leisen dunklen Umbrach aus über ihren Zügen sah, der nichts mit der üblichen Sonnenbräune gemeinsam hatte.

Sie schien sich des strahlenden Tages zu freuen und im übrigen Berlin zu kennen. Denn sofort wandte sie sich nach links, den Linden zu. Die schlenderte sie die Nordseite hinab und auf der Südseite wieder hinauf, bis sie an der Kranzlerede eine halbgeschlossene Autotaxe nahm und befahl:

„Fahren Sie Charlottenburger Chaussee, Hardenbergstraße, Kurfürstendamm bis zur Halensee Brücke, dann zurück durch die Tauentzienstraße zur City zurück. Um Punkt 12 Uhr muß ich Potsdamer Straße zweihundertundsechzehn sein.“

Ungeachtet des Halbverdecks schien die Sonnenwärme sie allmählich zu behelligen, denn sie spannte den buntfarbenen kleinen Seidentücher auf, hinter dem sie fast unsichtbar blieb. Im übrigen aber gab sie sich ganz dem Genuß der Fahrt hin, war entzückt von der Schönheit und Frische des Tiergartens und betrachtete mit nicht geringer Anteilnahme Menschen und Schaufenster der großen Prunkstraßen des Westens.

Ihre Armbanduhr zeigte auf die Sekunde die vorgesehene Mittagsstunde, als sie vor dem Hause Potsdamer Straße 216 den Wagen verließ und den Chauffeur entlohnte. Ein Glasschild an der Tür besagte:

Warnstett,

Kriminalkommissar a. D.

Beobachtungen, Ermittlungen, Auskünfte

3. Stock.

1. St.

Sie ließ sich nach oben fahren und mußte bereits erwartet worden sein. Denn das junge Mädchen, dem sie in der Office ihren Namen nannte, führte sie sofort in das Privatkontor.

Der Kriminalkommissar a. D. Warnstett besaß nicht den Schatten einer Ähnlichkeit mit jenen Vorstellungen, die man gemeinhin an einen Detektiv knüpft. Denn mit seiner von Gedankenarbeit durchfurchten Stirn, der hageren Gestalt, den etwas eingefallenen Wangen und den spürenden tief liegenden Augen hinter horngefähten Brillengläsern und unter buschigen Brauen wirkte er eher wie ein Gelehrter. Seine teilweise verbläffenden Erfolge hatten ihm großen Ruhm verschafft. Seine Einnahmen galten für sehr bedeutend. Zu seinen Klienten zählten überwiegend Angehörige der ersten Gesellschaft und selbst gefürstete Persönlichkeiten. Oft geschah es auch, daß bei besonders schwierigen Fällen die Kriminalpolizei auf die Mithilfe ihres früheren bewährten Beamten zurückgriff.

Die Besucherin hatte den angebotenen Klubsessel genommen. Sie saß ihm so gegenüber, daß das Tageslicht voll ihre Züge traf, während sein eigenes Gesicht etwas im Schatten einer Portiere blieb.

(Fortsetzung folgt.)